


Nr. 239. Bromberg, den 17. Oktober 1931.

# Ines und Juliane.

Roman von **Brünhilde Hofmann.**



Juliane liegt noch immer still und starrt in den Himmel, der sich als leuchtende Kuppel rings um das Wasser wölbt. Das ist ein Ort hier, wo es einer gesunden Seele klar zu Sinne wird, diese kleine, einsame Sandbank zwischen Himmel und Wasser. „Weißt du, Clever", sagt das Mädchen plötzlich und hält den widerstrebenden Gesellen dieser entscheidenden Stunde fest, „man darf sich nicht einschüchtern lassen! Wir werden das Rennen schon für Vater Hendrik machen! Erst mal heute nachmittag. Und dann — — — Und dann fahren wir wieder nach Australien! Verstehst du?"

Sie rupft mit den Fingern das nasse Haar und schüttelt es. „Hendrik wird sich damit abfinden müssen. Der kauft auch keine Katze im Sack, der alte Herr. Und es geschieht ja ihm zuliebe. Wir wollen erst mal hier heraus — und dann zusehen, ob wir da hinein wollen, was?"

Sie läßt die Stirn auf die verschränkten Arme sinken und die höhersteigende Sonne auf ihren Rücken brüten. Rings um die Sandbank rauscht die Brandung. Mit der Ruhe, die aus dem starken Bewußtsein kommt, sich selbst genug zu sein, wie es in schlummernden Knospen liegt, schläft Juliane ein, tief und traumlos, unbekümmert.

Erst das Kläffen des Terriers, der ihr ermunternd seine nasse Nase ins Genick stößt, weckt sie auf. Die Sandbank ist von der wachsenden Flut überspült; das Wasser leckt schon an ihren Zehen. Das Mädchen springt auf, reibt sich die Augen und sieht sich um. „Das ist denn doch allerhand!" lacht sie und läßt verwundert die Arme hängen.

Der Strand jenseits ist weggerückt, der Badesteg aber noch an seiner Stelle, von Wellen umflutet. Clever sitzt neben ihr, vor Anspannung den Boden kaum berührend, und blickt kummervoll in dieselbe Richtung. Dann also los!

Auf halbem Wege kommt ihr der Bademeister in einem breiten, schaukelnden Boot entgegen. Er hat den Überzieher abgelegt, dafür aber eine strafende Miene aufgesetzt. Jedoch Juliane schüttelt energisch den Kopf, der naß und schwarz aus dem Wasser guckt. Sie greift neben sich nach Clevers Genick und wirft das nasse, zappelnde Bündel dem Bademeister in den Schoß.

Eine Viertelstunde später bestellt sie im Hotel Cintra ein Frühstück und läßt Dr. de Hemptin im Imperial sagen, daß sie ihn so bald als möglich zu sprechen wünsche.

*

Um die gleiche Zeit erwacht Ines Discail in ihrem Hotelzimmer, ohne daß ein Wecker abgelaufen wäre. Die Sonne flutet voll durch die nur halb geschlossenen Vorhänge.

Ines wirft einen schrägen Blick hinüber. Sie hat etwas Kopfschmerzen und ein wenig gequollene Lider, aber sonst fühlt sie sich außerordentlich wohl.

Die Erinnerungen an den gestrigen Abend ziehen an ihr vorüber. Sie sind soweit ganz befriedigend. Ines lächelt unbewußt, ein wenig gespannt und ein bißchen überlegen.

Ob man sich nicht das Frühstück aufs Zimmer bestellen könnte? Denn warum soll man früher als nötig mit Dr. de Hemptin zusammentreffen, um in die Rolle der Sekretärin zurückzusinken? Ines steht also auf, klingelt und bestellt Schokolade. Warum nicht? Man hat doch die Wahl.

Zehn Minuten später bringt das Stubenmädchen höflich und adrett das Gewünschte. Ines sitzt am offenen Fenster in einem Klubsessel neben dem kleinen Tischchen und zieht nur ein ganz klein wenig die Brauen hoch, als das Mädchen sagt: „Einen Augenblick, bitte, gnädiges Fräulein! Ich komme gleich wieder. Es ist etwas abgegeben worden." Dann bringt sie einen taufrischen Rosenstrauß, ein Paket und ein Briefchen.

Während das Mädchen eine Decke über das Tischchen breitet und sehr viel zierliches Porzellan daraufstellt, öffnet Ines den Briefumschlag. Er enthält eine Karte, auf der oben links eine Krone zu sehen ist und der Aufdruck „Prinz Maximilian Salvator von Vitry". Und auf der Rückseite steht: „Ein kleiner Sonntagsmorgengruß mit ergebenem Dank für das Fest des gestrigen Abends. Darf ich Sie heute nachmittag im Kasino zum Tee erwarten?"

Ines legte die Karte mit der Druckseite nach oben auf den Tisch und seufzte nachsichtig. Es entgeht ihr nicht, daß das Stubenmädchen, die Rosen umständlich in einer Kristallvase ordnend, einen neugierigen Blick darauf wirft. Als sie hinausgeht, öffnet Ines das Paket: eine prächtige Geschenkpackung Pralinen. Ines hebt den Deckel, weidet sich an der verlockenden Aufmachung und wählt dann ein Stück aus der Mitte.

Sie hat das Frühstück eben beendet, als an die Tür geklopft wird. Auf ihre Antwort tritt Dr de Hemptin über die Schwelle. Er hat mit dem ersten Blick die mangelnde Empfangsbereitschaft erfaßt. „Ach so, liebe Ines — Entschuldigen Sie! Ich störe wohl?"

„Wieso denn, Herr Doktor? Bitte, treten Sie ruhig näher! Ich habe mir Zeit gelassen. Es ist ja Sonntag."

Sie ist aufgestanden. Ihre Haltung drückt eine Sicherheit und ein Selbstbewußtsein aus, das echt und natürlich wirkt. Mit unverkennbarer Kampfbereitschaft blickt sie ihrem Chef entgegen, der sich langsam dem Fensterplatz nähert. Als er dort angelangt ist, sieht er den Rosenstrauß an, den Pralinenkasten und die Visitenkarte, die noch, die Druckseite nach oben, auf dem Tisch liegt. Zum Fenster hinaus sagt er dann: „Gut unterhalten gestern abend?"

„Danke ja!"

Hemptins Zeigefinger deutet jetzt auf die Karte mit der Krone. „Sie haben diesen Herrn da kennengelernt?"

„Warum denn nicht?" sagt Ines. Sie stehen voreinander. Ihr nur flüchtig geordnetes Haar fällt in feurigen Kaskaden um das helle Gesicht, in dem die Augen sich verdunkelt haben.

Hemptin sieht sie überrascht an. „Ja, ja — warum auch nicht? Ich habe natürlich nichts dagegen, wenn Sie sich amüsieren, Ines. Sie haben hoffentlich nicht all Ihr Geld verspielt?" Hemptin sieht bei dieser Frage aus, als amü-

siere er sich köstlich, aber in seinen Augen ist ehrliche Besorgnis.

„Wieso?" fragte Ines, etwas kleinlaut.

„Ich habe Sie im Kasino gesehen; ich war mit Fräulein ter Steegen zufällig auch da."

Juliane? denkt Ines. Ter Steegen? „Ist das nicht Ihre Nichte?"

„Jawohl," nickte Hemptin, nimmt ungeniert die Karte Vitrys auf und dreht sie um. „Sie werden sie noch kennenlernen. Vielleicht heute nachmittag."

Während er liest, läuft Ines Gesicht rot an. „Ja so", meint er dann. „Da haben Sie wohl etwas anderes vor?"

„Ich richte mich natürlich nach Ihren Wünschen, Herr Doktor," antwortete Ines. „Ich habe übrigens kein Geld verloren — ich habe alles wiederbekommen."

„So?" Hemptin läßt sich in den Sessel fallen. In seinem Kopf scheint sich ein Plan zu gestalten, der ihn ganz in Anspruch nimmt.

Ines sitzt ihm gegenüber und sieht ihn etwas beunruhigt, aber aufmerksam an. „Ja", sagt sie plötzlich. „Der Prinz hat immer gegen mich gesetzt und mir das Geld nachher wiedergegeben. Dabei haben wir uns kennengelernt."

„Was wollte er denn von Ihnen?"

„Wollte? Von mir?" Instinktiv erfaßte sie sofort, daß hinter dieser Frage eine Möglichkeit liegt. „Gar nichts weiter."

„Wissen Sie, wer er ist?"

„Ganz genau."

„Kennt er Sie?"

„Daß ich Ihre Sekretärin bin, habe ich ihm gesagt!"

„Warum eigentlich? Man braucht doch den Leuten nicht alles gleich auf die Nase zu binden."

„Ich wollte ihm nichts vorlügen."

Hemptin sieht seine Sekretärin prüfend an. Wie immer, lauert hinter dem Ernst ein geheimer Schalk; vielleicht aber ist es auch umgekehrt. „Sie sind doch ein kluges Mädchen, Ines, wie? Das seinen Vorteil wahrzunehmen weiß? Auch ohne sich zu schaden?"

„Ich denke doch."

„Also, passen Sie mal auf! Vitry ist hergekommen, weil Mackenzie meine Nichte heiraten will. Verstehen Sie? Es liegt mir viel daran, über seine Lage genau und zuverlässig unterrichtet zu werden."

„Ach soo? Die ist aber doch fabelhaft!" Ines ist ganz Interesse.

„Hat Ihnen der Prinz das gesagt? Was würden Sie antworten, wenn man Sie fragt, wie meine Verhältnisse sind?"

„Tadellos!" antwortete Ines prompt.

„Das würden Sie unter allen Umständen sagen?"

„Klar! Ich bin doch nicht auf den Kopf gefallen, Herr Doktor!"

„Schön. Aber Vitry auch nicht . . . Glauben Sie, daß Sie trotzdem unter der Hand etwas erfahren könnten? Es soll Ihr Schade nicht sein. Es handelt sich um die Zukunft eines Prachtmädels."

Ines machte ein ehrlich-ernstes, nahezu feierliches Gesicht. „Ich verstehe schon . . . Ich will sehen, was sich tun läßt. Bloß: Es geht nicht ganz so schnell, so was."

„Gut. Ich gebe Ihnen Urlaub. Von morgen ab eine Woche. Sie können hierbleiben — auf meine Rechnung. Tausend Frank — reicht das?"

„Ich denke, ja." In den blaugrünen Augen taucht plötzlich wieder das scharfe Licht auf.

„Aber seien Sie vorsichtig! Nehmen Sie sich in acht, Ines! Ich will nicht, daß Sie etwas Gefährliches tun. Ich habe um halb eins eine Besprechung mit Vitry; Sie werden mich begleiten. Sie werden da alles hören, worauf es für Sie ankommt. Heute nachmittag haben Sie frei. Können Sie in einer Viertelstunde fertig sein?" Hemptin steht auf, die Uhr in der Hand.

„Selbstverständlich, Herr Doktor. In zehn Minuten."

Als Hemptin fort ist, sieht Ines mit halb geschlossenen Lidern eine Weile vor sich hin. Dann beginnt sie schnell und mit Umsicht Toilette zu machen.

•

An diesem selben Sonntag morgen reitet Askan Molitor über Land. Teils ist es sein Land, teils das der Regierung in Melbourne. Er reitet auf einem Pony, der auf den Namen Kaspar hört; aber nicht immer, sondern nur, wenn ihm nichts anderes übrig bleibt. Kaspar hat Hängeohren und ein struppiges Fell, das jedem Striegel Widerstand leistet; dafür aber ist er nur selten tückisch und immer hungrig. Er kann Hafer, Heu, Klee, Wurzeln und Schwarzbrot in ungeahnten Mengen vertilgen und bleibt dabei ebenso mager wie sein Herr, mit dem ihm nichts als Freßfreundschaft verbindet. Denn Kaspar hat kein Gemüt; oder wenn er eins hat, so zeigt er es nicht. Er ist auch darin ein abnormes Pferd. Aber er kann arbeiten.

Askan Molitor reitet im Schritt auf einem schmalen Rain zwischen seinen Weizenfeldern hin, über denen die Hitze brütet. Sie stehen gut, sogar überraschend gut. Er reitet auf einem alten, quietschenden Sattel, nur mit Hemd, Lederhose und Stiefel bekleidet. Trotzdem kann man an dem Hemd erkennen, daß Sonntag ist: Das grobe Leinen ist schimmernd weiß, wenn auch anscheinend nicht geplättet. Aus den aufgekrempelten Ärmeln kommen ein paar sehnige braune Arme hervor. Die Hände, die lose die Zügel halten, sehen, trotz Rissen und Schwielen, nicht so aus, als ob sie zu einem Manne gehörten, dem das Schicksal Axt und Pflug neben die Wiege stellte.

Nach dem Weizenfeld kommen Baumwoll-, Tabak- und Teefelder. Alle in der Größe, wie ein Mann sie im Laufe von drei Jahren dem Urwald abringen kann, dem folgende Chancen gegeben sind: ein Kapital von zehntausend Mark, landwirtschaftliches Studium in Deutschland, ein zwar ausgedehntes aber nicht durchaus günstiges Kolonisationsgebiet in Australien, wenig faule und ungeschulte Hilfskräfte und eine eiserne Energie.

Die Energie wird gespeist von jener anfeuernden Unternehmungslust, die ein Ziel vor Augen hat: ein schönes, freies, glückhaftes Ziel. Das ist etwas, woran man denken kann, wenn einem hinter dem Pfluge der Schweiß über den Körper rinnt oder wenn man an langen Winterabenden allein mit Pfeife und Kochtopf in der Hütte sitzt. Besonders angenehm, wenn der Ernteertrag zufriedenstellend war, der selbstgebaute Tabak sich als rauchbar erweist und der Kochtopf anfängt, zartes Hammelfleisch aus eigener Zucht zu schmoren. Allerdings hörte er dann damit sobald nicht wieder auf.

Kaspar schüttelt mißmutig die langen Ohren und peitscht mit dem Schweif. Die drückende Hitze und die Fliegen fangen an, ihm lästig zu werden. Er macht ganz den Eindruck, als wolle er damit sagen: Hat man das auch am Sonntag nötig? Dabei ist dies noch nichts gegen das Mückendorodo jenseits von Adelaide, wo Molitors großer Hoffnungsklumpen liegt. Aber Kaspar neigt nicht zu rückschauenden Vergleichen; ihn beschäftigt immer nur die Gegenwart.

Endlich ist der Saum des Urwaldes erreicht; mit ihm kühler Schatten auf moosigem Weg. Dieser Weg ist gewunden und so schmal, daß man rechts und links das Gebüsch mit der Hand erreichen kann. Molitor nimmt den breiten Strohhut ab und fährt mit dem Ärmel über die Stirn. So weit ist dieser Pionier von der Zivilisation entfernt. Was unter dem Hut sichtbar wird, ist ein blonder Scheitel, ein hageres braunes Gesicht mit blauen Augen, die von der Zeit her, da Askan Molitor als Seeoffizier auf deutschen Kreuzern fuhr, den ins Weite gehenden, scharfen Blick behalten haben und eine angeborene, aber versteckte Träumerei.

Daher ist er auch durchaus empfänglich für den Zauber dieses unberührten Waldes. Er weiß nicht nur den Wert der Mahagonistämme, des humusreichen Bodens und der Bananenbäume zu schätzen, sondern ebenso die phantastischen Wunder tausendjähriger Baumriesen, die unabsehbar ihre Kuppeln über dem Wald wölben, der Flaschenbäume, die eine tolle Naturlaune zu verkörpern scheinen, die Farn- und Palmendickichte und die Blütenwildnis der Schlinggewächse.

Plötzlich wird nach einer neuen Biegung am Ende des Pfades eine helle Öffnung sichtbar, in der nichts als leere Luft zu hängen scheint. Es kommt daher, daß das Gelände am Waldrand zum Meeresufer abfällt. Molitors erster Blick gilt einem Fahnenmast, der einsam weit vorn an der Bucht aufragt. Die Fahne ist hochgezogen. Das scheint ihn zu befriedigen.

(Fortsetzung folgt.)

# Patrouille gegen Patrouille.

Erzählung von Bernhard Sturm.

Ein Herbstabend an der Somme. Die Dämmerung bricht herein. Es gießt in Strömen auf Ruinen und Trichterfeld.

Eine Kompanie des Bereitschaftsbataillons liegt zum Flankenschutz des Regiments in einem tiefen Steinbruch hinter dem linken Flügel des Kampfbataillons, das schon den ganzen Tag englische Massenangriffe abgewehrt hat. Aber die Lage da vorn ist ernst, verteufelt ernst. Rechts ist die Front eingedrückt, links bei der Garde wird stündlich der Einbruch befürchtet.

Ein Melder spritzt bei tollstem Artilleriefeuer in den Steinbruch herein. „Wo ist der Kompanieführer?" keucht er mit letzter Lungenkraft.

„Hier!"

„Herr Leutnant, wichtiger Bataillonsbefehl . . . !"

Das Gesicht des Offiziers zieht sich tief in Falten, als er im Scheine einer Taschenlampe den schmutzigen Zettel überfliegt. „Befehl vom Bataillon: Die Engländer sollen in das Wäldchen links vom Regimentsabschnitt eingedrungen sein und die Garde hinausgeworfen haben. Durch Eilpatrouille sofort feststellen! Verbindung zur Garde aufnehmen! Verschärfte Flankensicherung! Schnellste Rückmeldung!"

„Vizefeldwebel Borger!" ertönte gleich darauf die durchdringende Stimme des Leutnants. „Ein Sonderauftrag für Sie. Wir hängen hier anscheinend in der Luft. Halb links vor uns im Wäldchen sitzen wahrscheinlich schon die Engländer. Nehmen Sie sich drei zuverlässige Leute, stellen Sie fest, ob der Wald von den Engländern besetzt ist, und nehmen Sie Verbindung zur Garde auf!"

„Zu Befehl!" Ein Händedruck. „Viel Glück!" Ab.

„Wer geht freiwillig mit auf Patrouille?" fragt Borger seine Leute. Fünf Mann treten vor, darunter der aktive Gefreite Seilp, ein alter, draufgängerischer Haudegen mit dem Eisernen Kreuz seit 1914, die beiden Kriegsfreiwilligen Gefreiten Retung und Echer, auf mancher Patrouille erprobt, geschmeidig wie die Katzen.

Borger wendet sich an seine drei Getreuen: „Also Seilp, Retung, Echer, Gewehre und Sturmgepäck hier lassen! Pistole, Dolch und jeder vier Handgranaten! Instruktion ist folgende . . ."

Die Patrouille bricht im Halbdunkel auf. Die englische Artillerie haut auf den Steinbruch. Leuchtkugeln gehen überall hoch. Rechts herrscht Trommelfeuer. Schnell heraus aus dem Steinbruch bis an den Schützenschleier des ersten Zuges heran, der vor dem Steinbruch in Stellung liegt. Der Leutnant, der dort in einem Granatloch kauert, läßt leise durchsagen: „Patrouille geht nach vorn. Vorsicht!"

„Hals- und Beinbruch, Borger!" ruft er verhalten.

Das Niemandsland beginnt. Dolch und Pistole stecken griffbereit. Die Handgranaten werden im Koppel zur Seite geschoben, um besser kriechen zu können. Der Regen klatscht unaufhörlich. Der Boden ist aufgeweicht. Trichter stößt an Trichter, halb von Wasser gefüllt. Ringsherum liegen Tote. Der Geruch ist widerlich.

Borger kriecht vor, dicht halbrechts hinter ihm Seilp, halblinks rückwärts Retung. Den Schluß bildet Echer zur Rückendeckung. Leise und langsam geht es auf dem Bauche vorwärts. Der feindliche Artilleriegürtel ist überwunden. Die eigenen Kanonen feuern über das Wäldchen hinweg. Niemand außer den Darinliegenden weiß, wer es im Besitz hat.

Es ist jetzt völlig dunkel geworden. Die zerfledderten Baumstämme vorn heben sich geisterhaft gegen den Himmel ab und nehmen Gestalt an, wenn der Schein einer Leuchtrakete darauf fällt. Dann wieder starren sie wie eine schwarze Wand in der Finsternis. Nach einer halben Stunde mühseligen Kriechens spreizt der Führer beide Beine weit auseinander. Das Zeichen: „Halt! Horchen!" . . . Doch kein Laut außer der Artillerie ist zu hören. Nur ein paar Ratten flitzen davon, in ihrem Raubzuge gestört. Weiter! Eine Leuchtkugel geht links hoch. Eine deutsche! Zur Linken wird also die Garde noch sein, wenn nicht die Engländer erbeutete Leuchtmunition verwenden. Ein Haufen Gefallener sperrt den Weg. Deutsche und Engländer, auf- und nebeneinander . . . Also doch!

Die Gefahr steigert sich von Minute zu Minute. Man hört das eigene Herz laut klopfen. Der Rand des Wäldchens nähert sich. Drahtgeflecht, Drahtrollen, spanische Reiter, Schanzzeug und Waffen liegen herum. Dazwischen die Leichen. „Pst!" tönt es leise von vorn, als Echer unvorsichtig gegen einen Stahlhelm tritt. Die Beine des Führers spreizen sich wieder. Immer noch kein Laut.

Plötzlich greift Borger Seilp an den Kopf. Dieser und Retung haben im gleichen Augenblick die Beine des Führers fest gepackt. Alle drei hörten ein verdächtiges Rascheln, wie wenn jemand über nasses Laub oder Gestrüpp hinweg kriecht. Die Hände umkrallen Dolch und Pistole. Ist es eine feindliche Patrouille? . . Wieder das Geräusch, aber von einer anderen Stelle. Es sind mehrere. Je größer die Gefahr wird, um so kaltblütiger werden die vier Feldgrauen. Seilp und Retung ziehen sich nach leisem Abtasten des Geländes vorwärts, um in die Höhe des Führers zu gelangen. Echer schaut und horcht jetzt nach links, rechts und rückwärts.

Das Geräusch kommt immer näher. Die Umrisse von drei Gestalten sind bei scharfem Hinblicken zu unterscheiden. Sie kriechen am Waldrande entlang nach rechts, machen immer wieder Halt und lauschen. Sie kommen auf die im Grase Kauernden zu. An einer Waldecke hebt sich einer von ihnen hoch und blickt umher, um beim Schein einer Leuchtkugel sofort zurückzusinken. Sie haben die deutsche Patrouille noch nicht bemerkt, sonst wären sie vorsichtiger.

Jetzt sind sie auf zehn Schritte heran. Es muß zum Nahkampf kommen . . . Nicht zittern, ihr Hände! . . Wild starren die Gesichter . . . Jetzt sind es noch sieben Schritte, jetzt fünf, jetzt vier, jetzt nur noch drei . . . Es gilt! Borger stößt mit einem kurzen Ruck die Stiefel gegen die Beine seiner beiden Nebenmänner, und schon schießen sie mit einem jähen, katzenartigen Sprung in die Höhe und werfen sich auf die ahnungslos vor ihnen Liegenden. Noch im Sprung ertönt verhalten die hartklingende Aufforderung des Vize: „Parole!"

Oben und unten keuchende Brüste. Die Dolche sind zum Stoß gezückt. Im nächsten Augenblick muß Blut fließen . . . Da würgt einer der Überwältigten heraus: „Magdeburg!" Es ist ein Klang darin gleich einem Dankgebet. Das Wort „Parole" hat ihm den Irrtum gezeigt.

„Was? Deutsche?" fragen entgeistert und unter wilden Atemstößen die drei Feldgrauen. „Welches Regiment?"

„Augustaner Grenadiere!" stöhnt es unter Seilp.

„Himmel!" entringt es sich Borger mit einem tiefen Seufzer. „Das hätte schief gehen können."

Unter ihm haucht eine junge Stimme: „Scheint mir auch so!" Der Vize stellt fest, daß er sich mit einem Gardeleutnant herumbalgt. Auch die beiden anderen liegen noch mit pressendem Druck auf ihren „Gegnern". Seilp lockert mit Mühe seinen Würgegriff. Allmählich entspannen sich die gekrallten Fäuste, und ein erlösendes, rostiges Lachen ertönt ob dieser sonderbaren Szene. Die Kämpfer verschnaufen.

Schließlich hebt Borger an: „Verzeihung, Herr Leutnant! Aber das ließ sich nicht vermeiden."

„Schon gut", erwidert der und fragt: „Was wollen Sie hier?"

„Feststellen, ob die Garde den Wald noch besetzt hält, und Anschluß zu ihr suchen."

„Jawohl. Der Wald war verloren gegangen, ist aber seit Spätnachmittag wieder in unserem Besitz. Ich suche Anschluß zu Ihnen. Sie haben doch die vordere Linie geräumt?"

„Nein! Wir halten sie noch! Etwa 200 Meter rechts stehen die ersten Posten."

„Danke!"

Die Grenadiere verlieren sich rechts in der Finsternis. Borger kriecht mit seinen Leuten zurück und berichtet dem Kompanieführer, dieser sofort dem Bataillon von der aufregenden Erkundung und ihrem beruhigenden Ergebnis.

---



## Bunte Chronik



*** Die Geschichte der Wünschelrute.** In Südfrankreich konnte vor einigen Tagen ein Goldschatz im Werte von etwa 100 Millionen Francs mit Hilfe von Wünschelrutengängern in einem unterirdischen Gang entdeckt werden. Der große Schatz soll aus den Zeiten Karls des Großen stammen. Dieser merkwürdige Fund ist geeignet, der so oft verpönten Wünschelrute zu neuen Ehren zu verhelfen. Die Geschichte der Wünschelrute ist älter, als man allgemein wohl anzunehmen geneigt ist. In einem weiteren Sinne kann man sie bis in die grauen Zeiten des Altertums, ja jene Zeiten, von denen uns nur die Sagen künden, zurückverfolgen. Denn die Wünschelrute bedeutet ja nichts anderes als Zauberrute: das altdeutsche Wort wünschen hieß auch so viel wie zaubern. Der Zauberstab aber, den meist nur besonders von den Göttern bevorzugte Menschen oder solche, die mit geheimnisvollen Kräften ausgestattet waren, in die Hand bekamen und mit dessen Hilfe sie allerlei Wunderdinge hervorzubringen vermochten, spielt in den alten Erzählungen eine wichtige Rolle. Er vermag den bösen Feind zu lähmen und den guten Menschen aus einer Gefahr zu erlösen. Er öffnet die Pforten, die sonst für die gewöhnlichen Sterblichen verschlossen bleiben. Im engeren Sinne spricht man ja aber von der Wünschelrute als von einem Stabe, der die Fähigkeit besitzt, in der Erde befindliche Schätze, vor allem auch Wasser durch einen entsprechenden Ausschlag anzuzeigen. Daran erinnert schon der Stab des Moses, der ihm dazu half, eine Quelle hervorzulocken. Die Kunst, mit der Wünschelrute die erwähnten Erfolge zu erzielen, bildete sich dann im Mittelalter, im 10. Jahrhundert aus. Damals wurde die „moderne" Wünschelrute sozusagen entdeckt. Sie wird von den Dichtern der damaligen Epoche öfters erwähnt. Mehrere Jahrhunderte später sollten ihr freilich in den Humanisten scharfe Gegner entstehen. Damals, als die Wissenschaft und die exakte Forschung eine lange nicht dagewesene Blüte erlebte, mochte man die angeblichen Wunderwirkungen der Wünschelrute nicht mehr anerkennen und unterzog sie einer strengen Kritik. Es entstanden damals einige wissenschaftliche Abhandlungen, deren Ergebnis eine völlige Ablehnung der der Wünschelrute angeblich innewohnenden Wunderkräfte war. Wenn die Verfasser dieser Schriften freilich meinten, die Wünschelrute und den Glauben an sie ein für alle Mal besiegt zu haben, so war das ein großer Irrtum. Im Gegenteil, selbst in unserem „modernen" 20. Jahrhundert erlebte sie eine große Auferstehung. Zahlreich wurden nun plötzlich wieder die Anhänger der Wünschelrute. So sahen sich denn die modernen Gelehrten veranlaßt, sich ernsthaft mit der Materie zu befassen und festzustellen, woher die tatsächlich beobachteten Reaktionen eigentlich kommen. Man kam zu dem Ergebnis, daß es sich dabei um eine Art Autosuggestion handelt. Eine andere Theorie meint, daß vielleicht von den Gegenständen im Boden gewisse Strahlungen ausgehen, die auf das Gehirn des Menschen einwirken und sich in Senkungen der Wünschelrute äußern. Nach dieser Theorie wären also die Reaktionen der Wünschelrute zwar nicht bloße Täuschung, doch würden sie auf eine natürliche Weise erklärt sein.

*

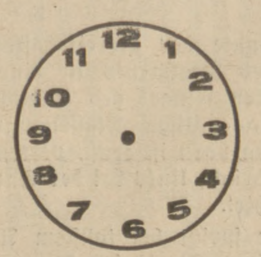
*** Fische als Gummibälle.** Der im Nil lebende, zu den sogenannten Bläh- oder Kugelfischen gehörende Fahak-Fisch („Tetrodon Fahaka"), dient den Ägyptern als merkwürdiges Spielzeug. Nach dem Rückgang der regelmäßigen Nilüberschwemmungen bleiben nämlich die Fahak-Fische massenhaft im Schlamm zurück, wo sie sich, da sie die Fähigkeit besitzen, ihren Körper mit Luft aufzublasen, wie große Kugeln herumbewegen. In diesem Zustand werden sie nun, wie Kobert mitteilt, von den Kindern gefangen, getrocknet und wieder mit Luft aufgeblasen und sodann als — Gummibälle zum Ballspielen verwendet. Da die luftgefüllten Kugeln besonders gut fliegen, sind diese Bälle bei den kleinen Ägyptern sehr beliebt, weshalb sie dem Zurücktreten des Nilwassers immer mit großer Freude entgegensehen.



## Rätsel-Ecke



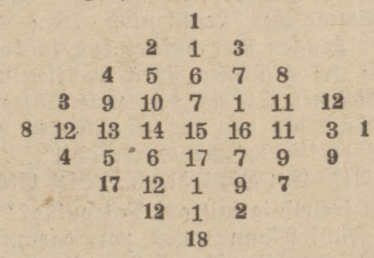
### Uhren-Rätsel.




1— 2 = Strom in Rußland
1— 4 = Genußmittel
6— 7 = Nahrungsmittel
6— 8 = Fürwort
1— 8 = Getränk
5— 8 = desgl.
7— 8 = Verhältniswort
5—12 = Behälter
9—12 = desgleichen
9— 4 = Christbaumschmuck
1—12 = ?

*

### Zahlen-Diamant.

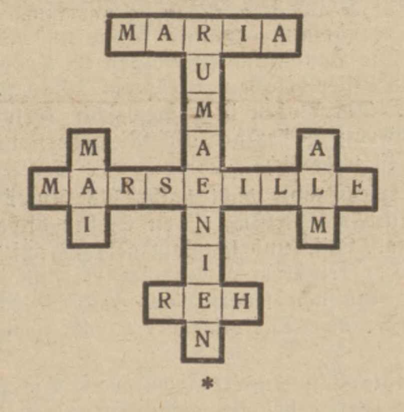



An Stelle der Ziffern sind entsprechende Buchstaben zu setzen. Die wagerechten Reihen ergeben alsdann folgendes: 1. Einen Konsonanten. 2. Eine italienische Zahl. 3. Ein Haustier. 4. Eine seerechtliche Handlung. 5. Ein europäisches Königsgeschlecht. 6. Ein Produkt des Meeres. 7. Eine Oper. 8. Eine räumliche Bezeichnung. 9. Einen Vokal. Die äußeren Buchstaben ergeben, von rechts nach links gelesen und mit dem obersten Buchstaben (1) begonnen, ein ernstes Fest im Oktober.

*

### Auflösungen der Rätsel aus Nr. 233

**Kronleuchter-Rätsel:**




*

**Scherz-Rätsel:**

Karl links, Nota rund rechts an walt
= **Karl Links, Notar und Rechtsanwalt.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.